



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 27. Juni.

Seit vierzehn Tagen stehen unsere parlamentarischen Gebäude verödet, die Minister sind zur guten Hälfte auf Reisen, auch der hohe Bundesrath hat der Reichshauptstadt soeben den Rücken gekehrt und nur die Justizcommission sucht in der kühlen Halle des Reichstagsfoyers, die kein Sonnenpfeil erreicht, der erschlaffenden Sommergluth noch eine Weile zu trotzen, aber auch ihre Mitglieder, voran die Söhne der süddeutschen Berge, harren bereits mit Sehnsucht dem 15. Juli entgegen, der sie dem Leben, der Menschlichkeit zurückgeben soll. So ist also die todte Jahreszeit in aller Form angebrochen und wer nur immer dazu im Stande ist, der packt seine Koffer und sucht das Weite. Aber wie Wenigen unter dieser Million von Bewohnern Berlins ist es beschieden, den ganzen Sommer in besserer Atmosphäre genießen zu dürfen! Gar Viele sind froh, wenn sie dem ungeheuren Gefängniß nur auf ein paar Wochen entrinnen und die unendliche Mehrzahl bleibt erbarmungslos in seinem Raum eingeschlossen. Doch fügen wir gleich mit dem zur klassischen Figur gewordenen Schließer in der „Fledermaus“ hinzu! „'s ist ein fideles Gefängniß!“ Der Berliner hat wenig Neigung zur Melancholie. Die Kinnsteinatmosphäre unserer Straßen kann an Tagen mit 26 — 28 °K. allerdings auch den hartgefottnsten Phlegmatiker rasend machen; aber wozu hätten wir denn unsere „herrliche Gegend!“ In der That, die unmittelbare Umgebung Berlins — selbst von Potsdam, das schon entfernter gelegen, ganz abgesehen — ist keineswegs so reizlos, wie sie draußen im Reich und in der ganzen Welt verschrieen ist. Spree und Havel mischen sich mit den düstern Kieferwäldungen zu manchem überraschenden Landschaftsbilde. Auch die Kunst hat ihre Schuldigkeit gethan; der „Thiergarten“ ist ein mit Geschmack angelegter Wald und der prächtige Zustand, in welchem er trotz der Ungunst des sterilen Sandbodens erhalten wird, macht seiner Verwaltung alle Ehre. Der „Zoologische Garten“ ferner und die „Flora“ in Charlottenburg sind herzerhebende Erholungsplätze, die letztere zumal entfaltet dermalen in reichster Fülle den unbeschreiblichen Zauber, welchen die Königin der Blumen, die Rose, zu allen Zeiten auf das menschliche Gemüth geübt hat. Fürwahr, an solchen Punkten könnte wohl Mancher versucht sein, sich in die wonnevollen Schauer gefühlseiler Naturbetrachtung zu versenken, wenn er nicht in jedem Augenblick an die brutale Wirklichkeit, an das fidele Gefängniß erinnert würde. Da fliehe Einer z. B. in das düstere Dickicht des „Grunewalds“ — wo immer er ein lauschiges Plätzchen findet, da darf er auch sicher

sein, daß irgend eine lustige Gesellschaft sich bereits vor ihm eingestellt hat, Männlein und Weiblein in bunter Mischung, die sich mit allerlei munteren Spielen unterhält, mit den geleerten Weinflaschen nach den Baumstämmen zielt und auf dem Gipfel der Ausgelassenheit ihrem gefühlvollen Herzen mit einem „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ oder sonst dergleichen Luft macht. Oder man rudere über die seeartige Havel hinüber nach dem reizend gelegenen, hügeligen Pichelswerder! Wie süß ließe sich's träumen am friedlichen Gestade dieses ruhigen Wasserspiegels, umsäumt von dichter Föhrenwaldung, in deren würzigem Hauch die Brust sich leichter hebt! Aber ein wahres Jahrmarktsgetümmel schlägt hier an das Ohr: Tanzmusik, Leierkasten, Vieder- und Gläserklang — Alles im lustigen Durcheinander. Kurz, für die Sentimentalität und die einsame Beschaulichkeit ist schlechterdings kein Plätzchen vorhanden, und so bleibt dem, der gezwungen ist, mit den Wölfen zu heulen, nichts übrig, als dem seltsamen Vergnügen, welches der Berliner eine „Landpartie“ nennt, auch seinerseits Geschmack abzugewinnen.

Sehr anerkennenswerth ist übrigens, welch' bescheidene Ansprüche der Berliner an sein „Sommervergnügen“ zu stellen gewohnt ist. Ueberhaupt darf betont werden, daß der Berliner, der auswärts wegen seines pazigen und hochmüthigen Wesens verrufen ist — und als Tourist verdient er diesen Ruf allerdings nur zu oft —, in der Heimath sich besleißigt, die Gemüthlichkeit und Zufriedenheit selbst zu sein. Nicht selten habe ich meine herzlichste Freude gehabt an der fast auffallenden Harmlosigkeit, mit welcher die Leute aus dem besser situirten Bürgerthum sich auf ihren Ausflügen die Zeit vertreiben. Und geradezu rührend ist die Genügsamkeit der unteren Schichten. Wer an einem schönen Sonntagnachmittag Treptow, das „Gierhäuschen“ oder wie sonst die Vergnügungsorte an der oberen Spree heißen, besucht, kann sehen, wie sich die reisere Jugend der östlichen Stadtviertel auf jedem beliebigen freien Platz, und wär's auch nur ein sandiger Feldweg, trotz Sonnenbrandes nach einem elenden Leierkasten im Tanze dreht, oder wie sie sich stundenlang mit wahrhaft bewundernswerther Ausdauer mit den kindlichsten Spielen besleißigt. Mir fielen die entlegensten Tage meiner Kindheit ein, als ich neulich eine solche Gruppe von „Herren“ und „Damen“ mit freudestrahlenden Gesichtern die Geschichte vom Bauer, der in's Kirmesholz fuhr und sich ein Kirmesweib nahm, aufführen sah. Ich glaube, es ist nicht unnütz, diesen Charakterzug der niederen Schichten unserer Bevölkerung zu erwähnen. Die Tagespresse besleißigt sich, den Lesern im Reich jeden hervorragenderen Ausbruch roher und verbrecherischer Leidenschaften mit düsteren Farben zu schildern; da fordert denn die Gerechtigkeit, auch einmal die erfreulicheren Erscheinungen zu registriren. Jene traurigen Schattenseiten hat die Bevölkerung jeder Groß-

Stadt aufzuweisen; ob sie sich aber solcher Lichtseiten rühmen darf, wie die Berliner, bleibt doch die Frage. —

Gleich der Politik ist auch die Kunst vor dem Sommer geflohen. Die königlichen Theater feiern ganz und die übrigen Bühnen müssen zu allerlei außergewöhnlichen Hülfsmitteln greifen, um sich den Athem nicht ausgehen zu lassen. In der Friedrich-Wilhelmstadt hat die burleske Operette durch das Gastspiel der Wiener Soubrette Fräulein Weistinger eine Zugkraft erhalten, die auch den stärksten Leistungen der Temperatur das Gegenpiel hält. Man streitet sich, ob der eigenthümliche Zauber dieser „ewig jungen“ Künstlerin mehr in der „Verwe“, oder in der „Decenz“ ihres Spieles liege. Alle aber sind einig darin, sie als die vollendetste Interpretin der Offenbach'schen Muse zu feiern, und damit sapienti sat! — Bei Wallner hat man nach verschiedenen mehr oder weniger verunglückten Novitäten die alte Salingré'sche Posse: „Pechschulze,“ wieder hervorgesucht und die unbeschreibliche Meisterleistung Helmerdings, sowie das äußerst frische Ensemblespiel ist allerdings geeignet, für die zahlreichen Schweißtropfen, mit denen der Genuß erkämpft werden muß, hinlänglich zu entschädigen.

Auf der Kroll'schen Bühne pflegt man, wie stets im Sommer, die Oper; die Schatten Rossini's und Flotow's werden indeß verzeihen, wenn so mancher Sterbliche, statt in die heiligen Hallen einzutreten, es vorzieht, sich im Lichtmeer des berühmten Gartens bei den herberen Weisen der Janitscharenmusik der Abendkühle zu erfreuen. — Das klassische Drama hat in diesem Augenblick nur noch im Nationaltheater ein Asyl, auch dort freilich im gefährlichen Wettkampf mit der Posse. Wir wollen hoffen, daß die Reception der letzteren nur ein sommerlicher Nothbehelf ist. Bisher war es der Ruhm dieser kleinen Bühne, der Ueberfluthung mit dem französischen Sitten- und Sensationsdrama einerseits und mit wiß- und sittenlosem Possenthum andererseits in der rührigen Pflege unserer klassischen Muse einen Damm entgegengestellt zu haben. Auch jetzt, beim Jubiläum der Schlacht von Fehrbellin, war das Nationaltheater die einzige unserer Bühnen, die den Tag in würdiger Weise mit der Aufführung von Kleist's: „Prinz von Homburg“ gefeiert hat. Daß dies Stück, obgleich es zu einer der besten Leistungen unserer Hofbühne zählt, den entschiedensten Erfolg gehabt hat, wird dem Leiter des Nationaltheaters hoffentlich eine kräftige Ermunterung gewesen sein, sein Unternehmen auch ferner dem bisher verfolgten hohen Ziele zu erhalten. Welche Anziehungskraft die klassische Dichtung auf unser Publikum ausübt, hat wieder das diesjährige Gastspiel der Meininger bewiesen. Ihrem vorjährigen Lorbeerkranz haben dieselben diesmal mit der Aufführung des „Fiesco“ ein herrliches Blatt hinzugefügt. Will man aber etwa einwenden, daß auch hier nur die überaus glänzende äußere Ausstattung die Menge angezogen habe, so erwidern wir

mit einem Hinweis auf den großartigen Andrang, der nach den königlichen Theatern stattfand, als seit dem 1. Mai Vorstellungen zu wesentlich ermäßigten Preisen gegeben wurden. Es wäre höchst verdienstlich, wenn die königlichen Bühnen diese Einrichtung dauernd beibehalten könnten. Da ihnen indeß ihr Budget während der Höhe der Saison eine solche Freigebigkeit schwerlich gestatten wird, so ist es doppelt verdienstvoll, wenn eine kleinere Bühne es sich zur Aufgabe macht, den köstlichen Schatz unserer klassischen Literatur auch für die minder Bemittelten nutzbar zu machen.

Literatur.

Meyer's Conversationslexicon.*) Diese Blätter hatten häufig Gelegenheit auszusprechen, daß sie keine übermäßige Vorliebe für jenen Bildungsstandpunkt hegen, welcher auf das Conversationslexicon, wie auf ein modernes Evangelium für den Hausgebrauch schwört. Wenn man die anmaßliche Halbbildung, welche die große Masse in unsern Tagen beherrscht, mit einem Worte charakterisiren wollte, so könnte man sagen: das Conversationslexicon ist ihre Offenbarung. Vielleicht würde das Wort nicht buchstäblich zu nehmen sein. Vielleicht fließt der Quell ihrer Durchschnittsweisheit aus einem anders titulirten encyclopädischen Born. Aber irgend eine Encyclopädie muß sein — bis weit hinauf in Kreise, wo der pater familias sich vielleicht schon mit der stillen Hoffnung trägt, bei irgend einer passenden Gelegenheit das „Prädicat“ Professor zu erwerben. Und dann passirt es wohl, daß dieser zukünftige Professor seinem „Prädicate“ wesentlich näher zu rücken glaubt, wenn er einmal im Verein für Volkserziehung einen Vortrag hält, wo möglich den ersten, und der kann natürlich über nichts anderes lauten, als über „Bildung und Erziehung.“ Und er begibt sich spornstreichs auf irgend eine große Bibliothek — je größer je lieber — und fragt hier: „Haben Sie was über Bildung und Erziehung?“ Und da ihm Alles andere zu seinem Zwecke zu weitläufig ist, so wählt er schließlich ein paar Artikel des Conversationslexicons. Das ist buchstäblich vorgekommen; in keiner ganz kleinen Stadt Deutschlands; in welcher, wird nicht verrathen. Und wenn so etwas am grünen Holze geschieht, was sollen wir vom durren erwarten?

Wer bis hierher gelesen hat, wird mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, der Schreiber dieser Zeilen habe „Meyer's Conversationslexicon“ nur an die

*) Meyer's Conversationslexicon, 3. Auflage 1874, Bibliographisches Institut Leipzig, d. 3. bis zum vierten Bande gediehen.